KULTUR

Münchens ECM-Schau 26
Fernsehprogramm 27
Was Wann Wo 28

Ein Haus, das die Stadt weiterbaut

Architektur Der Neubau des Kunstmuseums Ravensburg ist fertig gestellt. *Von Amber Sayah*

Altziegel prägen das Bild des Kunstmuseums der Stuttgarter Architekten Lederer, Ragnarsdóttir, Oei. Fotos: Roland Halbe

Ravensburg, diese oberschwäbische Stadtschönheit mit Seltenheitswert, hat sich in den vergangenen paar Jahren ein eindrucksvolles Museumsviertel zugelegt. Seit 2010 residiert das Museum Ravensburger in zwei stattlichen Patrizierhäusern aus dem Mittelalter, die im 19. Jahrhundert Gründungssitz des Spiele-Imperiums waren. Vis-à-vis befindet sich das Museum Humpis Quartier, ein spätgotisches Ensemble von sieben Wohnhäusern, das bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts der mächtigen Ravensburger Kaufmannsfamilie Humpis gehörte. 2011 wurde ein erster Abschnitt als stadtgeschichtliches Museum eröffnet, weitere Abschnitte sollen vom kommenden Frühjahr an folgen. Gleich daneben lädt das Wirtschaftsmuseum seit Ende Oktober 2012 im Haus der ehemaligen Oberamtspflege und ältesten Sparkasse Württembergs zu einer Zeitreise durch die Wirtschaftshistorie der Region ein. Und um die Ecke liegt das Kunstmuseum, der einzige Neubau des Museumsviertels. Vor Kurzem wurde das Gebäude an die Stadt übergeben, seine Pforten öffnet es aber erst im März.

Seine Entstehung verdankt das Kunstmuseum einem der üblichen Deals zwischen privatem Sammler und öffentlicher Hand: Kunst gegen Museum. Dafür, dass der Stadt die Sammlung des 2006 gestorbenen Werbeberaters Peter Selinka von dessen Witwe überlassen wird, baut Ravensburg den Werken – Expressionisten sowie Arbeiten der Künstlergruppen Cobra und Spur – ein Haus. Ob die Leihfrist von lediglich dreißig Jahren dieses großzügige Geschenk wirklich rechtfertigt, sei dahingestellt. Ein schlechtes Geschäft macht die Stadt mit dem Bau aber auch dann nicht, wenn die Kunst eines nicht allzu fernen Tages wieder abgezogen werden sollte. Denn das Gebäude der Stuttgarter Architekten Lederer, Ragnarsdóttir, Oei ist für das Stadtbild so oder so ein Gewinn. An den älteren Häusern des Museumsviertels sieht man schließlich, dass ein Bauwerk seine Nutzung im Lauf der Zeit ändern kann. Seine Konzerttauglichkeit zum Beispiel hat das Museum bei einer privaten Veranstaltung unlängst schon bewiesen.

> Das Museum nimmt die Sammlung Selinka auf.

Das Kunstmuseum ist kein Solitär. Auf schmalem Grundstück erhebt es sich am Fuß einer Anhöhe, die vom Mehlsack, dem wegen seiner runden Form und weißen Farbe so genannten mittelalterlichen Wehrturm und Ravensburger Wahrzeichen, bekrönt wird. Wie die anderen Häuser der Altstadt übt der Neubau den Schulterschluss mit seinen Nachbarn, ist ein Haus unter Häusern, das von Weitem nur an der vorwitzigen Ecke zu identifizieren ist, die in den Straßenraum ragt.

Der Grundriss gibt dem mit rund 230 Werken ziemlich überschaubaren Selinka-Kunstbestand, was des Selinka-Kunstbestandes ist: drei pragmatisch gestapelte Geschosse, von denen das unterste Kasse und Kunstvermittlung aufnimmt, während das sehr sachliche mittlere die Expressionisten und das oberste die Cobra- und Spur-Künstler sowie Wechselschauen beherbergen soll. So weit, so rational. Ganz oben zeigt sich dann aber, dass man bei diesen Architekten vor Überraschungen nie sicher ist. Denn über den Häuptern der Besucher spannt sich da unversehens ein Ziegelgewölbe, das in seiner Schwere und Bewegtheit, der prallen Materialität der grob verfugten Altziegel alle Zurückhaltung aufgibt.

Diese Decke ist wie ein Überfall. Nach der ruhigen, glatt verputzten Neutralität des mittleren Geschosses springt einen das wuchtige Backsteingewoge darüber förmlich an. Dabei hätte man ahnen können, dass die Kiste eben doch keine Kiste ist. Äußerlich stellt sich das Gewölbe als Folge von kleinen und großen Bögen dar, die den oberen Abschluss des Baukörpers und seine fünfte, vom gegenüber liegenden Hang aus wahrnehmbare Fassade bilden.

Auch das Material der Gewölbetonnen wird außen vorweggenommen. Aus den gleichen Recyclingziegeln wie die sogenannten preußischen Kappen der Deckenkonstruktion sind die Fassaden gemauert: Backsteinen aus Abbruchhäusern, die ihre Patina schon mitbringen und dem Bau ein eigentümlich zeitloses Gepräge geben. Auch der plastisch gegliederte Körper, bei dem zwei Treppenhäuser die Ausstellungsgeschosse in die Mitte nehmen, die Giebelbögen und kleinen Fensterrechtecke widersetzen sich der in der Museumsarchitektur angesagten Kistenoptik, wie sie gerade wieder beim Wettbewerb der Mannheimer Kunsthalle obsiegt hat. Neubau? Altbau? Auf Anhieb ist das in Ravensburg schwer zu sagen.

Weiterbauen – das ist ein zentraler Begriff im Denken von Lederer, Ragnarsdóttir, Oei. „Erst die Stadt, dann das Haus“ lautet ihr Wahlspruch. Mit dieser Strategie versuchen sie den alten, dogmatisch erstarrten Antagonismus zwischen einer demonstrativ mit ihrer Umgebung kontrastierenden Moderne und auf alt gemachten Stilkopien zu überwinden. Ihnen geht es um die stadträumliche Einbindung, ein Bauen, das sich durch Form und Material wie selbstverständlich in das historisch gewachsene Bild der Stadt einfügt, um „handwerkliche Qualitäten, vertraute Materialien, gut funktionierende Grundrisse“.

Ob sich darin schon ein „dritter Weg“ abzeichnet, der sich der zeitgenössischen Architektur abseits von abgestandenen Konventionen – Differenz hie, Mimikry da – eröffnet, wird sich zeigen. Eine Möglichkeit, in (alten) Städten „weiterzubauen“, bezogen auf den Kontext, mit Rücksicht auf den Genius Loci, doch ohne in musealen Starrkrampf zu verfallen, weisen die Architekten in Ravensburg aber gewiss. Es ist eine Architektur für den „zweiten Blick“, wie Arno Lederer sagt, eine, die sich erst bei genauerem Hinsehen als jüngere Ergänzung zu erkennen gibt.

Der gläserne Lamellenvorhang am kleinen Eingangshof etwa ist so ein für den zweiten Blick gemachtes Detail. Wie ein feiner Schleier trennt er das Museum vom Straßenraum und datiert es zugleich in die Jetztzeit. Auch die überstehende Ecke ist eine erkennbar heutige Konstruktion, das Energiekonzept auf modernem Passivhausstandard. Innen setzen sich die Gegensätze von glatt und rau, glänzend und stumpf fort: Kupfer gegen Beton, Backstein gegen Putz. Wenn die Architekten sich mit ihrem Wunsch durchsetzen, den gegenüberliegenden Hang mit Kirschbäumen zu bepflanzen, tritt zu den verschiedenen Polaritäten im Frühjahr künftig auch noch das Widerspiel von zarten Kirschblüten und starkem Gemäuer hinzu. Woran man sieht: Architektur ist mehr als ein Bauwerk.

Der obere Ausstellungssaal wird von einer Tonnendecke überwölbt.

Eröffnung Das Kunstmuseum Ravensburg wird am 8. März eingeweiht und ist ab 9. März für Besucher geöffnet. Die erste Ausstellung präsentiert unter dem Titel „Appassionata“ Werke der Sammlung Selinka.

Staabs Entwurf wird gebaut

Landtagsgebäude Die Modelle des Wettbewerbs für die Sanierung sind jetzt zu besichtigen.

Das Präsidium des baden-württembergischen Landtags hat das Büro Staab Architekten mit der Sanierung und dem Umbau des Landtagsgebäudes beauftragt (siehe StZ vom 27. und 28 November 2012). Das gab Landtagspräsident Guido Wolf am Montag anlässlich der Präsentation der Wettbewerbsentwürfe bekannt. Damit, sagte der Vorsitzende des Parlaments, bekenne sich der Landtag zur „guten Tradition und bemerkenswerten Architektur“ des Parlamentsgebäudes aus den sechziger Jahren. Im kommenden Sommer soll die Sanierung beginnen, bis 2015 soll sie abgeschlossen sein.

Bis Freitag kann man im Landtag nun die Modelle aller fünf Wettbewerbsteilnehmer ansehen. Und was bisher nur zu vermuten stand, findet in Anbetracht der Entwürfe der Konkurrenz seine Bestätigung: „Staab tut dem Haus am wenigsten Gewalt an“, wie es der Präsident der Architektenkammer Wolfgang Riehle formuliert. In der Tat: kein Architekt geht mit dem denkmalgeschützten Haus so sensibel um wie der Berliner Volker Staab, kein anderer schafft es, Licht in den Plenarsaal zu bringen, ohne die Dachform zu verändern. Der Berliner Max Dudler lässt ohnehin nicht viel von der Substanz übrig, sondern baut eine wuchtige Kassettendecke über einem quadratischen Saal. Andere Architekten setzen dem Flachdach einen Glasdeckel auf, Heinle, Wischer und Partner versehen die aufgerissenen Saalwände mit einer Art Mikadostruktur aus schrägen Stützen, der Stuttgarter Günter Hermann schließlich kommt über ein flaues Turnhallen-Design nicht hinaus. Staabs schlüssiger Entwurf zeigt wieder einmal, dass die scheinbar einfachste Lösung die schwierigste ist. *say*

Donnerstag und Freitag, 9 bis 18 Uhr

Erste Sätze

Anfang gut, Ende schlecht

Alle glücklichen Familien ähneln einander; jede unglückliche aber ist auf ihre eigene Art unglücklich.

In guten ersten Sätzen ist das Ende bereits enthalten. Oder, wie Robert Louis Stevenson einmal gesagt hat, wenn ein Roman tragisch endet, dann muss er schon im ersten Satz tragisch enden. Für einen der wohl berühmtesten Romananfänge der Weltliteratur trifft dies in vollem Umfang zu, er schreibt auf unumstößliche Weise fest, dass das wohl nichts werden wird im Leben der Handelnden. Ausgehend von diesem ersten Satz spricht man in der Familien-Psychologie vom Anna-Karenina-Prinzip, wonach mehrere Bedingungen zum Gelingen einer Sache erfüllt sein müssen, das Fehlen aber nur einer einzigen zum Scheitern führt. Dass Tolstoi in dem mutmaßlich größten Gesellschaftsroman der Weltliteratur nicht nur den Einstieg, sondern alles weitere richtig gemacht hat, teilt sich dem Leser schon allein dadurch mit, dass er sich bis zuletzt nicht mit dem abfinden mag, was von Beginn an feststeht: dem Untergang der Titelgestalt, die Mann und Kind verlässt, um alles ihrer Liebe zu opfern. Der Anfang von Anna Kareninas traurigem Ende soll den Schlusspunkt dieser Kolumne bilden. Denn gäbe es, ganz im Sinne Stevensons, dafür eine bessere Gelegenheit als etwas, wo sich Anfang und Ende so kunstvoll ineinanderschlingen? *kir*

Im Beethovensaal geht es sportlich zu

Konzert Wladimir Fedossejew und die Stuttgarter Philharmoniker führen Rachmaninow, Dukas und Ravel auf. *Von Albrecht Gaub*

Unseren wöchentlichen „Boléro“ gib uns heute. Erst am Donnerstag hatte ihn das Radio-Sinfonieorchester Stuttgart gespielt und am 26. November die Brüsseler Philharmoniker. Hätte nicht eines der drei Orchester stattdessen „La Valse“ aufs Programm setzen können, wenn es denn schon ein Rausschmeißer von Maurice Ravel sein musste? Das RSO hatte mit seiner swingenden Big-Band-Version ordentlich vorgelegt.

Wladimir Fedossejew hatte im Beethovensaal anderes vor. Der russische Dirigent ließ die beiden kleinen Trommeln gleich an seinem Pult Platz nehmen und überließ ihnen das Taktschlagen, während er mit bemerkenswert unrhythmischen Bewegungen dem Orchester seinen gestalterischen Willen nahezubringen suchte. Im ohrenbetäubenden Lärm des Schlagzeugs nebst Begleitakkorden ging die Melodie am Ende völlig unter. Der Geist von Schostakowitschs „Leningrader Sinfonie“ schwebte im Saal. Einen unsinnlicheren „Boléro“ hat man selten gehört. Zudem klapperte so mancher Einsatz. Punktsieg in dieser Disziplin für Stéphane Denève und das RSO. Chance zur Revanche besteht in der Rückrunde, wenn beide Orchester nacheinander auf „Asrael“ von Josef Suk treffen werden (das RSO am 17. und 18. Januar, die Philharmoniker am 16. Februar) .

Metaphern aus dem Sport scheinen auch bei Sergei Rachmaninows drittem Klavierkonzert angemessen. Der Nervenkitzel, ob und wie der Solist den Kraftakt bewältigt, gehört einfach dazu. Der Dirigent machte jedoch klar, dass es sich beim ersten Satz eigentlich um einen ordentlichen Sinfoniesatz handelt, bei dem lediglich der Schluss der Durchführung und die Reprise als Kadenz für Klavier zu zwei Händen arrangiert sind.

Es muss Alexander Gavrylyuk, der die „große“ Version der Kadenz gewählt hatte, schwergefallen sein, sich entsprechend unterzuordnen, denn nach der orchestralen Einleitung zum langsamen Satz übernahm er das Kommando und gab es bis zum Ende nicht mehr ab. Im Finale betonte er das perkussive Element über Gebühr. Die Technik hat er und die Kondition auch, denn er kann es sich erlauben, als Zugabe Mendelssohns „Hochzeitsmarsch“ in Franz Liszts Kraftsport-Bearbeitung folgen zu lassen. Im zweiten Encore, Rachmaninows „Vocalise“, begann er dann wieder, an unpassender Stelle zu laufen und zu dreschen.

Zwischen den klassischen Schlagern von Rachmaninow und Ravel stellte Wladimir Fedossejew ein selten gehörtes Kleinod französischer Orchesterkunst vor: „La Péri“ von Paul Dukas, ursprünglich eine Ballettmusik wie der „Boléro“. Hier, irgendwo im Geviert zwischen Claude Debussy, Richard Strauss, Alexander Skrjabin und Nikolai Tscherepnin („Le Destin“), entfaltete sich die wollüstig-berauschende Klangpracht, die dem „Boléro“ abging, allerdings mit einem stillen, sympathischen Schluss. Trotz doppeltem „Boléro“: es ist bemerkenswert, dass beide Stuttgarter Orchester in ihren jüngsten Konzerten ausschließlich Musik des 20. Jahrhunderts darboten.

Suhrkamp-Streit

Naumann als Vermittler abgelehnt

Im Suhrkamp-Streit stehen sich die Parteien weiterhin unversöhnlich gegenüber. Der Minderheitsgesellschafter Hans Barlach lehnte gestern eine Vermittlung durch den früheren Kulturstaatsminister Michael Naumann ab. Naumann sei als Mediator ungeeignet, so Barlach, weil er in „einseitigen Krawall-Stellungnahmen“ bereits offen für die Suhrkamp-Geschäftsführung Stellung genommen habe. *dpa*

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stz.zgs.de